

*Privates und öffentliches Erinnern in der Schweiz an den Holocaust*

Sehr geehrte Mitglieder der CJA, sehr geehrte Anwesende, liebe Familie und Freunde,

Es ist mir eine grosse Freude und Ehre heute den Preis der Berner Sektion der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft entgegennehmen zu dürfen.

Herzlichen Dank für Ihre Wahl und Dir lieber Jacques für Deine Laudatio.

Ich erinnere mich, dass wir uns vor bald 30 Jahren hier in diesem Raum zu ersten Mal in einem wissenschaftlichen Kontext - im Rahmen der Gesellschaft für judaistische Forschung - getroffen haben. Unsere gemeinsamen Forschungsprojekte zum zeitgenössischen Schweizer Judentum waren auch für mich eine sehr bereichernde Erfahrung.

Auch mit der CJA verbindet mich in gewisser Weise eine lange Geschichte.

Wir beide sind, um es etwas pointiert auszudrücken, „Kinder des Holocaust“.

Die CJA wurde 1946 als Reaktion auf die nationalsozialistischen Verbrechen gegründet. Die Tatsache, dass ich hier Ihren Preis in Empfang nehmen kann, verdanke ich dem Umstand, dass mein Vater im Juni 1945 aus dem befreiten Konzentrationslager Buchenwald mit rund 370 weiteren Holocaustüberlebenden in die Schweiz einreisen durfte und schliesslich in diesem Land eine Existenz gründen konnte.

Es sind jetzt 70 Jahre seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs vergangen.

Heute sprechen wir selbstverständlich vom Holocaust oder von der Shoa, um den Genozid an den Juden unter einem gängigen Oberbegriff zu erfassen. Als am 11. April 1945 mein Vater als einziger seiner Familie, den mörderischen Rassenwahn des sogenannten Dritten Reiches überlebt hatte, wusste er, dass er in den vergangenen Jahren einem präzedenzlosen Massenmord entkommen war. Das Bewusstsein ein Holocaustüberlebender zu sein, entwickelte sich jedoch erst später. Der Begriff „Holocaust“ als Überbegriff für den Genozid findet sich erstmals um 1960 in den USA.

Auch die Männer und Frauen, die sich im Sommer 1947 im idyllischen Urner Kurort Seelisberg zur ersten Tagung der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaften trafen, hatten wohl noch eher ungenaue Vorstellungen, wie der Völkermord an den

Juden religionsphilosophisch und historisch einzuordnen sei. Doch diesen christlichen und jüdischen Persönlichkeiten war bewusst, dass sie sich an einem Wendepunkt im Verhältnis der beiden Religionsgemeinschaften befanden. Die 10 Thesen von Seelisberg betonen die positive Bedeutung des Judentums für das Christentum. Auch wenn sie nicht direkt ein „Mea Culpa“ bezüglich der Verantwortung des Christentums für die jahrhundertelange Feindschaft gegenüber dem Judentum darstellen, ist der Tonfall selbstkritisch, und nicht mehr von einem christlich-missionarischen Überlegenheitsgefühl geprägt.

Im damaligen Namen „Christlich-Jüdische Arbeitsgemeinschaften zur Bekämpfung des Antisemitismus“ kam deutlich zum Ausdruck, dass es im Gespräch zwischen Vertretern des Judentums und des Christentums nach dem Holocaust nicht nur um geistvolle Diskussionen über philosophisch-theologische Fragen gehen konnte. Mit der Nennung des Begriffs „Antisemitismus“ im Namen der neu sich bildenden Organisation wurde unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg, nach „Auschwitz“, „Buchenwald“ und „Treblinka“ primär darum ging, die judenfeindlichen Traditionen Europas zu bekämpfen.

Wie wir heute wissen, hatten damals nur wenige Frauen und Männer die intellektuelle aber auch die ethisch-religiöse Spannkraft, sich der emotionalen und geistigen Herausforderung, welche die nationalsozialistischen Verbrechen für das europäisch-christliche Selbstverständnis bedeuteten, zu stellen. Zu den wenigen dieser „Avant-Garde“ gehörte die Gründergeneration der CJA. Sie begannen, lange bevor die Politik sich der Bedeutung der Thematik „Holocaust“ bewusst werden sollte, im Kontext des interreligiösen Dialogs den Versuch auf den Trümmern der europäischen Zivilisation, um einen Neubeginn des Gesprächs zwischen Christen und Juden zu ringen.

Im Gründungsvorstand der CJA von 1946 finden wir vier Christen; alles Protestanten und drei Juden. Die „Flüchtlingsmutter“ Gertrud Kurz ist die einzige Frau im Leitungsgremium. Der gebürtige Wiener Hans Ornstein, der nach Inhaftierung in einem Konzentrationslager unmittelbar vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 in die Schweiz flüchten konnte, hatte als einziger die nationalsozialistische Gewaltherrschaft am eigenen Leib erfahren. Ornstein der bereits 1945 erste Schritte zur Gründung der CJA unternommen hatte, ist eine heute leider weitgehend vergessene Persönlichkeit. Der originelle Intellektuelle und Jurist Ornstein verstarb relativ jung bereits 1952.

Es war keine Selbstverständlichkeit, dass ein Jude mit ausländischer Staatsangehörigkeit unmittelbar nach dem Krieg sich in der Schweizer Öffentlichkeit gesellschaftspolitisch engagieren konnte. Jüdische Flüchtlinge und Holocaustüberlebende hatten auf Grund der rigiden Bestimmungen für Ausländer in der Schweiz nur wenig sozialen Handlungsspielraum.

So musste mein Vater mit Hilfe des Verbandes Schweizerischer Jüdischer Flüchtlingshilfen 1946 entschieden um die Möglichkeit ein Gymnasium zu besuchen, kämpfen. Von den 370 Überlebenden aus Buchenwald wurde dieses Privileg zwei jungen Männern gewährt.

Im Gegensatz zu einzelnen Vertretern der reformierten Kirchen der Schweiz bedeutete 1945 für die Schweizer Flüchtlingspolitik kein Paradigmenwechsel. Jüdische Zuwanderung fiel weiterhin unter das antisemitisch konnotierte Verdikt der „Überfremdung“. Juden und Jüdinnen ohne Schweizer Pass blieben auch als Holocaustüberlebende bis weit in die 1950iger Jahre unerwünschte Ausländer.

So konnten von der Buchenwaldgruppe nur gerade knapp 10% , das heisst circa 30 Personen, sich dauerhaft in der Schweiz niederlassen. Auch mein Vater, der 1948 eine herausragende eidgenössische Matura ablegte, und anschliessend sehr erfolgreich ein Chemie-Studium absolvierte, erhielt erst 1955 die Niederlassungsbewilligung.

Es bleibt Spekulation wie viele Jüdinnen und Juden die Schweizer Gesellschaft bereichert hätten, wären die Behörden von praktischer Vernunft, die angeblich ein Merkmal helvetischer Denkungsart sein soll, anstatt von Überfremdungsängsten geleitet worden. Doch für meinen Vater ergab sich auf Grund seines starken Willens und seiner aussergewöhnlichen Leistungsbereitschaft die Chance in diesem Land zu bleiben.

Als ich mich im Kontext der Edition seiner Memoiren eingehender mit seiner akademischen Laufbahn in den 1950iger und 1960iger befasste, wurde mir aber auch bewusst, dass er seine Karriere zu ganz wesentlichen Teilen Wissenschaftlern verdankte, die entweder selbst jüdischer Herkunft oder „Papierschweizer“ waren. An der bereits in den 1950iger Jahren international ausgerichteten ETH-Zürich waren es die aus Kroatien zugewanderten, nichtjüdischen Nobelpreisträger Vladimir Prelog und Leopold Ruzicka, die ihn besonders förderten.

Doch ohne das finanzielle Förderungswerk der jüdischen Flüchtlingshilfe und der jüdischen Studentenschaft hätte er seine Studienjahre nicht bestreiten können.

Was sein soziales Umfeld über seine dramatische Geschichte wusste, ist für mich heute schwer genau abzuschätzen. Es dürfte jedoch kaum mehr als eine vage Vorstellung von einem Überlebenden der deutschen Konzentrationslager gewesen sein. Kaum jemand wird nachgefragt haben, was dies konkret bedeutete. Mein Vater dürfte auch nicht ungefragt über seine schrecklichen Erlebnisse während des Krieges, die die Deportation und Vergasung seiner Eltern und Schwester als traumatisches Ereignis im Zentrum hatten, berichtet haben.

Er erzählte einmal zuhause, wie er an einer Konferenz in Tübingen, als die deutschen Kollegen über ihre Zeit im Zweiten Weltkrieg plauderten, ihn gefragt haben, was er denn so im Krieg gemacht habe. Als der Begriff „Konzentrationslager Buchenwald“ fiel, wurde es still. Es folgte keine Äusserung des Mitgefühls.

Auch bei uns zuhause wurde in meiner frühen Jugend kaum offen über die deutschen Verbrechen im Zweiten Weltkrieg gesprochen. Meine Schwester und ich sollten vor Bildern dieses unfassbar brutalen Geschehens verschont bleiben. Lagen diese Greuelthaten Mitte der 60iger Jahre doch gerade einmal 20 Jahre zurück, und passten doch so schwer in die äusserlich so friedliche und intakte Schweizer Welt. Doch ich erinnere mich, wie ich recht früh, es dürfte Anfang der 70iger Jahre gewesen sein, meinen Vater zu seiner Jugendzeit befragte. Meistens war es während den Spaziergängen, die er regelmässig nach dem Abendessen unternahm, während meine Mutter in traditioneller Arbeitsteilung sich noch um den Haushalt kümmern musste. Während dieser Stunde war ich mit ihm allein und konnte ihm persönlichere Fragen stellen. Es ergab sich für mich dadurch noch kein sehr klares Bild über den Holocaust. Danach habe ich wohl auch nicht direkt gefragt. Mein Interesse galt eher der Welt meiner Grosseltern vor dem Krieg. Mein Vater antwortete meist freundlich, aber doch auch ausweichend. Lange Erzählungen konnte ich nicht aus ihm herauslocken. Es waren meistens die gleichen Momente in seiner Jugend, wie beispielsweise Ferienerlebnisse, schulische Erfolge und vergleichsweise harmlose judenfeindliche Anpöbeleien auf den Strassen seiner Heimatstadt Lodz.

Mir ist erst als Erwachsener deutlich geworden, dass es fast keine Schilderungen familiärer Intimität gab. Dies zu berichten war ihm offensichtlich bis zuletzt unmöglich. Der seelische Schmerz der Erinnerung an die Ermordeten, der Bilder von Nähe, Zärtlichkeit, ja Liebe beinhaltet hätte, konnte er nicht zulassen.

Seine Existenz war während fast 70 Jahren, vom Umstand geprägt, dass er sein nacktes Leben nur deshalb retten konnte, weil er sich im entscheidenden Augenblick von seinen todgeweihten engsten Angehörigen trennen konnte. Dieser Trennungsschmerz und wohl auch Schuldgefühle verfolgten ihn bis zuletzt.

Dies alles war mir damals in den 1970er Jahren so nicht wirklich bewusst. Doch ich ahnte, dass hinter seiner Jugendzeit eine Realität sich versteckte, die sein Schicksal mit einem Zivilisationsbruch verband, der tabuähnlichen Charakter hatte.

In den 1970er Jahren gab es in meinem Umfeld noch keine allgemein geläufige Begrifflichkeit für die Verbrechen, die an den europäischen Juden verübt worden waren. Der heute so gängige Begriff „Holocaust“ trat auch bei mir erst mit der legendären gleichnamigen Serie 1979 ins Bewusstsein. Ich erinnere mich noch, wie mein Vater nach wenigen Minuten das Fernsehzimmer verliess, während der Rest der Familie das Drama einer jüdischen Familie im Machtbereich des nationalsozialistischen Deutschlands verfolgte, von dem wir ahnten, dass es bei aller Vereinfachung doch mit unserem Schicksal verbunden war.

Es war der Beginn eines Erkenntnisprozesses, dass fehlende Grosseltern, Tanten und Onkel sowie gänzlich vernichtete materielle Lebenswelten, nicht nur einen selbst und ein paar Personen im familiären Umfeld betrafen, sondern weite Teile des europäischen Judentums. Die vordergründig heile schweizerische Welt stellte die Ausnahme dar. Geschichten von Flucht und Verfolgung, wie sie mir von Kindheit an vertraut waren, prägten das europäisch-jüdische Leben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Damit aber die Holocaustüberlebenden in der Schweiz die Kraft und das Selbstvertrauen zugunsten eines kollektiven Engagements zur Bewältigung ihres Schicksals und zur Weitergabe ihrer Lebensgeschichten fanden, mussten noch viele Jahre vergehen. Während sich in den USA und in Israel bereits Selbsthilfegruppen für die Kinder der „Zweiten Generation“ bildeten, blieben die Schweizer Überlebenden noch in den 1980er Jahren weiterhin ohne die Möglichkeit sich für ihre Bedürfnisse gemeinschaftlich einzusetzen.

Verschiedene Faktoren ermöglichten Mitte der 1990er Jahre die Gründung der Kontaktstelle für Holocaustüberlebende in der Schweiz. Entscheidend dürfte die verstärkte Bereitschaft zahlreicher Betroffener gewesen sein, sich ihrer eigenen Geschichte zu stellen. Viele Überlebende waren nun in der Lage, sich auch als Teil

einer Gruppe zu betrachten und sich mit anderen Schicksalsgefährten über diese einmalige historische Erfahrung von Ausgrenzung, Vernichtung und Überlebenswillen auszutauschen.

Aber auch gesamtgesellschaftliche Entwicklungen haben nicht unwesentlich die Gründung der Selbsthilfegruppe im Jahre 1995 beeinflusst. Im Kontext einer sich öffnenden, zunehmend individualisierten Gesellschaft mit ihren zahlreichen Emanzipationsbewegungen wurde es möglich, dass auch so „fremde“ und verstörende Geschichten wie diejenigen der Holocaustüberlebenden ihren Platz in öffentlichen Diskursen finden konnten. Über seine persönliche Verfolgung und die daraus folgende Leidensgeschichte sprechen und allenfalls auch schreiben zu können, wurde nicht mehr als Anmassung betrachtet, sondern als legitime Form der Selbstdarstellung und der bewussten positiven Aneignung des eigenen Schicksals. Darüber hinaus war die zweite Hälfte der 1990er Jahre durch eine verstärkte Debatte um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg und ihre Flüchtlingspolitik gegenüber den Juden geprägt. Dies waren Themen, die die Holocaustüberlebenden prominent betrafen, so dass manche von ihnen sich veranlasst sahen, aus der Anonymität herauszutreten und ihre spezifische Version der Geschichte selbstbewusst öffentlich zu vertreten.

Für viele Überlebende, so auch für meinen Vater, wurde das Weitergeben ihrer Geschichte zu einem vordringlichen Anliegen. Die Debatte „Schweiz - Zweiter Weltkrieg“, die in den Medien und auch in der Geschichtswissenschaft kurz nach der Gründung der Kontaktstelle einsetzte, verstärkte das Bedürfnis eine authentische Version der eigenen Erfahrungen im Holocaust bekannt zu machen. Gabor Hirsch, langjähriger Leiter der Kontaktstelle, hielt dieses Bemühen nicht einfach „Objekt“ eines Diskurses zu sein, sondern sich selbst aktiv zum „Subjekt“ der eigenen Geschichtserzählung zu machen, in folgenden Worten fest: „1997 verstärkten sich die Diskussionen über die (...) Überlebenden des Holocaust. Leider wurden diese Gespräche über uns, aber ohne uns geführt.“

Dank dem Engagement einzelner „Aktivisten“ der Kontaktstelle gelang es, dass die Holocaustüberlebenden in der Schweiz zu Stimmen in der Öffentlichkeit wurden, die Gehör fanden und ihre Geschichte vortragen konnten. Gerade Schulen und

kirchliche Institutionen wurden gewahr, dass auch in der „neutralen“ Schweiz Menschen lebten, die unmittelbar den Völkermord an den Juden erlebt hatten. Im Kontext der Debatte „Schweiz-Zweiter Weltkrieg“ wurden die Überlebenden zu Zeugen des historischen Geschehens und widerlegten damit auch so unbeholfene Rechtfertigungsstrategien wie diejenige von Bundesrat Pascal Delamuraz im Jahre 1996 mit seiner Aussage „Auschwitz liegt nicht in der Schweiz“.

Es lebten Überlebende von Auschwitz in der Schweiz. Wie viele Menschen vor den Gaskammern von Auschwitz und anderen deutschen Vernichtungslagern hätten gerettet werden können, wenn die damalige schweizerische Flüchtlingspolitik nicht von antisemitischen Überfremdungsängsten geleitet worden wäre, bleibt bis heute eine brisante Frage für das schweizerische Selbstverständnis als ein humanitären Werten verpflichtetes Gemeinwesen. Mit der Kontaktstelle wurde in gewisser Weise „Auschwitz“ in der Schweiz sichtbar.

Die Bedürfnisse zahlreicher Überlebender ihre Geschichte zu erzählen, stiess an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert auf eine erhöhte Bereitschaft von Schulen und Universitäten, sich diesen Zeugnissen zu stellen, und sie auch zu dokumentieren. Gerade einzelne engagierte Lehrpersonen an Mittel- und Hochschulen, die Geschichte unterrichteten, erkannten Qualität und Wirkung der sogenannten „Zeitzeugenbegegnungen“. Es erfolgten auch Einladungen von jüdischen Gemeinden, die jetzt bereit waren, sich die Berichte über die Vernichtung ihrer Glaubensgenossen anzuhören.

Jüdische Überlebende in der Schweiz erhielten Ende der 1990iger Jahre gerade dank dem Engagement von Mitgliedern der Kontaktstelle Gesicht und Stimme. Da sich die offizielle Schweiz und wichtige Banken im Kontext der sogenannten „Nachrichtenlosen Vermögen“ gezwungen sahen, sich intensiver mit ihrer Verwicklung in den Holocaust zu befassen, erfuhren die jüdische Zeitzeugen in der Schweiz nun auch Aufmerksamkeit von politisch und wirtschaftlich einflussreichen Institutionen. Mit dem *Fonds zugunsten bedürftiger Opfer von Holocaust/Shoah* engagierten sich schliesslich Schweizer Bankinstitute, die Schweizer Nationalbank sowie die Privatwirtschaft international für Überlebende der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Das Engagement Rolf Blochs für diesen Fonds bleibt unvergessen.

Die internationale Dimension des Genozids an den Juden und das wachsende Bewusstsein, dass der Holocaust ein präzedenzloser Zivilisationsbruch darstellt, der längerfristig und nachhaltig durch die Politik reflektiert werden sollte, führte auch zu einer kontinuierlichen Zusammenarbeit der Kontaktstelle mit den Schweizer Bundesbehörden. Auf Initiative des damaligen schwedischen Ministerpräsidenten Göran Persson wurde 1998 die Task Force for International Cooperation on Holocaust Education, Remembrance and Research (ITF) gegründet, die sich seit 2013 International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) nennt. Ziel dieser Institution ist es, ein Forum zu schaffen, wo Wissenschaftler, die sich mit Fragen des Holocaust beschäftigen, ihre Forschungsergebnisse gegenüber den Behörden darlegen können. Die heute mehr als 30 Mitgliedsländer sind dazu aufgerufen, sich für die Aufarbeitung der Verstrickung ihres Landes in den Genozid und eine angemessene Erinnerungskultur einzusetzen. Die Schweiz trat der Organisation 2004 bei. Zusammen mit Jacques Picard vertrete ich seither die Eidgenossenschaft in der Academic Working Group der IHRA.

Zentrales Anliegen der IHRA ist die Vermittlung des Wissens über den Holocaust an die kommenden Generationen. Zu diesem Zweck war 2005 die Einführung eines Internationalen Holocaust Gedenktages am 27. Januar, dem Tag der Befreiung von Auschwitz-Birkenau, ein wichtiger, symbolischer Schritt. Begegnungen mit Zeitzeugen stellen bisher auch in der Schweiz einen wesentlichen Anteil der Aktivitäten anlässlich dieses Gedenktages dar. Die Frage, wie das Vermitteln der Holocausterfahrung, nachdem die Zeitzeugen nicht mehr unter uns sein werden, angegangen werden soll, ist gegenwärtig ein wichtiges Thema.

Da die Mitgliedsländer der IHRA regelmässig über ihr Engagement zugunsten der Erinnerungsarbeit und der Erforschung des Holocaust referieren müssen, wurde in der Schweiz eine Begleitgruppe geschaffen, die die eidgenössische Delegation vor den Treffen der IHRA über die verschiedenen Aktivitäten in diesen Bereichen informiert. Unter den beigezogenen Organisationen befindet sich auch die Kontaktstelle. Somit stehen seit rund einem Jahrzehnt Holocaustüberlebende in der Schweiz in stetigem Kontakt mit hochrangigen Vertretern der Schweizer Behörden. Die Eidgenossenschaft ist auf die Kooperation der Überlebenden angewiesen, wenn sie im Rahmen der IHRA über den Umgang des Landes mit dem Holocaust berichten will. Aus dieser Zusammenarbeit ist schliesslich die Reihe der Memoirenhefte entstanden. Der Empfang im Bundeshaus vom 27. Januar 2011

anlässlich der offiziellen Auflösung der Kontaktstelle als Verein und die offizielle Präsentation der Memoirenreihe in den Amtsräumlichkeiten von Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga am diesjährigen Holocaustgedenktag symbolisiert diese neue Nähe zwischen den Holocaustüberlebenden und der Schweizer Regierung.

Seit der Gründung der CJA im Jahre 1946, als wenige Männer und Frauen sich bemühten in der Schweiz einen echten Dialog zwischen Christen und Juden zu begründen, ist doch einiges geschehen, um die Bedeutung des Holocaust in einem breiteren gesellschaftlichen Kontext zu erfassen.

Diese positive Entwicklung haben wir gerade auch den Frauen und Männern zu verdanken, die es trotz allen so schmerzlichen Erinnerungen gegen Ende ihres Lebens geschafft haben, ihre Geschichte zu erzählen und die Nachgeborenen an die Aufgabe zu erinnern, dass wir uns der Frage nach den Ursachen einer auf Antisemitismus und Rassismus basierenden Weltsicht stellen müssen.

Es ist auch als Aufforderung zu verstehen, dass wir darauf hinwirken, in einer Gesellschaft zu leben, wo Denkweisen und Mechanismen der Ausgrenzung, Diffamierung und Entmenschlichung keine Wirkungskraft mehr entfalten dürfen.

„Tikkun olam“, die „Heilung“ oder prosaischer ausgedrückt die „Reparatur der Welt“ ist eine der zentralen Aufgaben, die das Judentum an den Menschen stellt.

Wenn wir den Lebensweg vieler Holocaustüberlebender betrachten, ist es für mich noch immer erstaunlich, was diese Frauen und Männer trotz der Erfahrung grösster Grausamkeit durch ihre Mitmenschen an Lebensmut und Kreativität entwickeln konnten.

Dass ich als ein Vertreter der sogenannten „zweiten Generation“ bei der Vermittlung dieser Lebensgeschichten, sei es bei den Zeitzeugenbegegnungen oder der Edition der Erinnerungsschriften mitwirken durfte, gehört für mich zu den wichtigsten meiner Arbeit als Historiker.

Ich danke der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft nochmals ganz herzlich für diese Ehrung und die Möglichkeit heute hier zu ihnen sprechen zu können.